

**Zeitschrift:** Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus  
**Herausgeber:** Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege  
**Band:** 6 (1912)  
**Heft:** 3: Rundschau

**Artikel:** Zum geistigen Leben der Arbeiter (Schluss)  
**Autor:** Holek, Wenzel  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-132742>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

frei. Er braucht einen Gott, der ihm helfen kann, helfen im höchsten Sinn. Das kann der Gott des Pantheismus nicht, es sei denn, daß hinter ihm ein Anderer, Ungeannter stehe; das ist ja meistens der Fall, sonst könnte sein Mangel kaum einen Augenblick verborgen bleiben. Er ist kein lebendiger Gott. Dieser aber ist allein Gott, und vom Glauben an ihn strömt im Grunde aller lebendige Gottesglaube aus, auch der im Pantheismus wirksame.

Der Pantheismus versagt religiös so gut und noch mehr als sittlich und logisch. Es bricht gegen ihn eine Wirklichkeit hervor, die seine Einheitsschablone zerbricht. Schon dem wissenschaftlichen und philosophischen Denken kündet sie sich an. Es ist etwas da, das nicht in die Einheitsschablone geht. Vollends deutlich tritt dieses Element in der sittlichen Wahrheit auf. Hier kündigt sich eine Ordnung der Dinge an, die über die Welt, die wir in ihrer Endlichkeit und Vergänglichkeit kennen, und die wir in unsere logischen Formen zu fassen suchen, hinausreicht, eine Welt des Absoluten, Ewigen, Christfurchtgebietenden, Heiligen. Diese Welt erkennen wir in der Religion als die Welt Gottes. Gott tritt damit in Gegensatz zu der Welt, die wir sonst kennen, dem Kosmos. Er reicht über alle ihre Formen, auch die logischen, hinaus. Es ist ein eitles Bemühen, ihn mit der Welt zusammen in diese Formen pressen zu wollen. Er steht über der Welt, wenn er auch in die Welt eingehen will. Daß er eine persönliche Macht ist, eine Macht, die in höchster geistiger Art, in einer Art, die wir als Willen, Weisheit, Selbstbewußtsein bezeichnen, in die Welt eingreift, das erfährt der Mensch, der im Ernst sich mit ihr einläßt. Auf diese Erfahrung zumeist gründet sich sein Glaube an den lebendigen Gott. Die Realität dieser Erfahrung kann er freilich niemanden wissenschaftlich beweisen, es kann sie ihm aber auch niemand wissenschaftlich widerlegen. Niemand hat das Recht, solches Erleben als unmöglich zu leugnen. Wer davon etwas verspürt hat, der ist über den Pantheismus hinaus. Er allein weiß aber recht, was lebendige Religion ist. Er hat einen wirklichen Gott.

B. Nagaz.

(Schluß folgt.)

---

## Zum geistigen Leben der Arbeiter.

(Schluß).

**A**uf dem Lande ist diese Arbeit sehr leicht. Man hat es da mit einem kleinen abgeschlossenen Menschenkreis mit einfacher Lebensorganisation zu tun; in einer Stadt dagegen hat man es mit Tausenden von Menschen, mit einer sehr komplizierten Lebensorganisation, mit mehreren Gesellschaftsklassen, Nationen und Menschenrassen, mit verschiedenen Welt- und Lebensanschauungen, Sitten, Gewohnheiten,

Sprachen und Dialekten zu tun. Die moderne Industrie hat Tausende von Menschen zusammengezogen, nicht nur aus allen Gegenden des eigenen Landes, sondern auch aus anderen Ländern, und hat sie bunt zusammengewürfelt. Fast jeder einzelne stammt anderswoher, Anschauungen, Sitten, Sprachen und sonstige Gewohnheiten sind durcheinander gemischt. Die am Orte geboren und erzogen wurden und den Charakter des Ortes angenommen haben, auch sie werden durch die Arbeitsverhältnisse aus ihrem Geburtsorte in andere Orte oder Länder geschoben, so daß nur wenige das Glück haben, in ihrem Geburtsorte zu sterben. Diese letzteren machen gewöhnlich nur einen kleinen Bruchteil der ganzen Stadtbevölkerung aus; denn die übrigen sind ja alle fremd! Und nun, woher stammt der Menschennachschub, die Fremden in den Industriestädten? Vom Lande! Das Gros des Nachschubes, der in den letzten zwei Jahrzehnten einer Völkerwanderung glich, stammt vom Lande, ob aus dem eigenen oder einem fremden Staate, ist ganz gleich. Es sind das Menschen desselben Geistes, wie wir ihn bei der Beprechung der Landbevölkerung erkannt haben, deren geistige Rücksichtigkeit aber auch noch verschiedenartig sein kann, je nach ihrer Herkunft. Ein tschechischer Landarbeiter kann zum Beispiel rückständiger als ein deutscher, und ein galizischer noch rückständiger als ein tschechischer Landarbeiter sein. Einzelne und auch ganze Gruppen des Nachschubes verteilen sich in der Industrie, je nach dem, was sie gelernt, oder je nach dem sie zu diesem oder jenem befähigt sind. Die gelernten Arbeiter gehen ihrem Handwerk nach, und die übrigen nehmen die Arbeit als Hilfsarbeiter im Handel und in Fabriken auf, der größte Teil verteilt sich auf das Baugewerbe, Ziegeleien und das Fuhrwesen. Die ungelernten Arbeiter bilden natürlich die Mehrzahl der gesamten Arbeiterschaft. Sie sind diejenige Volkschicht, die auch in der Industriestadt unter ungünstigen Verhältnissen lebt. Ihre Arbeit ist gewöhnlich schwer, die Arbeitszeit sehr ausgedehnt und die Löhne sind im Verhältnis zu denjenigen der gelernten Arbeiter niedrig. Dies sind die Hauptfarben des Bildes der städtischen Arbeiterbevölkerung, aus dem sich uns auch das Bild ihrer geistigen Beschaffenheit ergibt, und das sich jeder, der das geistige Leben der Arbeiter studieren will, zunächst verschaffen muß.

Mit oberflächlichem Beobachten der Arbeitermassen, wenn sie aus den Fabriken heimwärts strömen, ist nichts getan. Wer nicht selbst ein Arbeiter ist, dem bleibt schon nichts anderes übrig, als sich an einzelne Arbeiter zu wenden, und sich von ihnen über das, was er sich selbst nicht zu erklären vermag, aufklären zu lassen. Ohne an die unteren Volkschichten irgendwie anzuknüpfen, bleibt jedes Studium eine oberflächliche und wertlose Arbeit. Wenn sich wirklich einmal einer von den Bürgerlichen mit dem guten Willen auf dieses Gebiet begibt, so hat es damit noch seine Not; denn wer das Arbeiterleben mit all seiner Trübsal nicht am eigenen Leibe zu spüren bekam, dem ist es schwer begreiflich zu machen, wie man als Arbeiter alles fühlt. Es

ist wohl auch nicht zu verlangen, daß solche Leute dem Arbeiter sein Leben mit all seinen Mühseligkeiten nachfühlen können.

Wer sich die Sache leicht und bequem macht und kein gründliches Forschen im Auge hat, dem genügen oberflächliche Beobachtungen auch, zumal wenn man durchaus einen Schluß ziehen will. Dass auch dieser oberflächlich aussfällt, hat vielleicht in solchen Fällen nicht viel zu sagen, unerfahrene oder gleichgesinnte Leute heißen ihn doch gut.

Anders fällt natürlich die Sache aus, wenn wir Arbeiter solche Schlüsse unter unsre Lupe nehmen, da wird gewöhnlich das Große so klein, daß man es noch kaum erkennt. Unser Leben wird ja doch in den meisten Fällen anders gesehen, als es in Wirklichkeit aussieht. Nur von ganz wenigen Menschen kann man sagen, daß sie etwas Brauchbares auf diesem Gebiet geleistet haben. Das, was man hier und da über das geistige Leben der Arbeiterklasse vortragen hört oder liest, sind meistens Kinder der Mutter Oberflächlichkeit!

Und nun wieder zur Sache! Wir haben es, wie wir sahen, in den Industriestädten mit einem Nachschub aus vielen und auch den rückständigsten Gegenden mitsamt seinen geistigen Beschaffenheiten zu tun. Dieser Nachschub, besonders wenn es erwachsene Menschen sind, lebt in seinem mitgebrachten Geiste auch in der Stadt, weiter; die meisten davon werden auch in den neuen Verhältnissen ihre alten Anschauungen und Gewohnheiten nicht los, sie bleiben auf ihrer Stufe stehen. Unter ihnen findet man nur selten einzelne Arbeiter, die sich aus eigenem Triebe geistiger Tätigkeit widmen und dabei ausharren. So was ist aber nur den Arbeitern möglich, die nicht nur den Trieb, sondern auch die nötige Zeit dazu haben. Ausnahmen machen vielleicht dann noch die, die einen ganz besonderen Wissensdurst haben. Von Arbeitern wie: Hilfsarbeitern im Handel, Kutschern und Ziegeleiarbeitern, deren Arbeitszeit bis 16 und noch mehr Stunden beträgt, dann solchen, die in Fabriken abwechselnd Tag und Nacht arbeiten müssen, noch zu verlangen, sich mit an dem geistigen Leben zu beteiligen, wäre wohl zu viel verlangt. Wenn der Geist dieser Menschen so schon von Haus aus eine Abneigung gegen das Geistige in sich trägt, dann sind diese Verhältnisse, in denen sie nun zu arbeiten und zu leben haben, erst recht nicht dazu geeignet, sie aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln, sondern sie stumpfen ihren alten Geist noch mehr ab. In den meisten Fällen tritt sogar noch eine Verrohung ihrer menschlichen Natur ein, die, wenn sie nicht genügend Widerstandskraft besitzt, in den Abgrund des Lumpenproletariats hinabgezogen wird. Bei der ausgedehnten Arbeitszeit und bei der Last der Arbeit sinkt der Arbeiter mit seinem Wesen bis zu dem des Tieres hinab, er betrachtet sich nicht als Mensch, sondern als ein Arbeitstier! Es ist schwer begreiflich zu machen, was für Leistungen vom Menschen verlangt werden. Ich habe in Fabriken, Ziegeleien — und auch als Sackträger gearbeitet, und habe es empfunden, wie man sich da fühlt, wo jeder Gedanke über ein höheres menschliches Leben verspottet wird.

Der beste Freund ist der Alkohol, das bischen Gefühl als Mensch, das man noch hat, wird von ihm getötet; nur so ist es möglich, daß Verlangte zu leisten; andererseits hebt er den Menschen über seine trübseligen Gedanken hinweg. Dies ist die letzte Wirkung des Alkohols noch nicht. Seine letzte, den geistigen Ruin bringende Wirkung setzt erst da ein, wo dessen Genuss zur Gewohnheit wird, wo er das Gehirn zur geistigen Tätigkeit völlig unbrauchbar macht. Natürlich meine ich eine geistige Tätigkeit in höherem Sinne.

Wie solche Verhältnisse auf den Geist der Arbeiter wirken, habe ich wieder erst vor drei Jahren in einer Glashütte erfahren. Die in dieser Fabrik beschäftigten Ofenarbeiter waren zum größeren Teil Schlesier und die übrigen Tschechen aus Böhmen. Beide Teile, die Schlesier und die Tschechen stammten aus den rückständigsten Gegenden, wo sie früher als Landarbeiter oder Knechte bei den Bauern beschäftigt gewesen waren. Sie arbeiteten da im Durchschnitt sieben Schichten in der Woche, die Schicht zu je zwölf Stunden, d. h. sie machten in der einen Woche acht und in der anderen Woche sechs Schichten, also abwechselnd Tag- und Nachschicht.

Die Ofenarbeit war sehr schwer, noch abgesehen von der großen Hitze, die bei ihr auszustehen war. Eines Sonntags wurde von sechs Uhr frühmorgens bis sechs Uhr früh Montags gearbeitet. Am nächsten Sonntag sollte man frei haben. Doch man könnte sich auch den einen freien Tag nicht und machte noch eine halbe Überschicht mit, reinigte die Kanäle bei den Gaszeugern, wofür es zwei Mark Lohn gab. Wenn nun der Körper etwa nicht mitmachen wollte, weil er schon zwölf Stunden gerackert hatte, müde und nicht ausgeschlafen war, da half man ihm nach mit einem halben Liter Schnaps; auf dem Heimwege wurde noch einmal eingekehrt. Müde und betäubt legte man sich zu Hause hin und schlief, bis es Montag früh Zeit war, an die Arbeit zu gehen. Am nächsten Sonntag mußte von früh sechs bis Montags früh gearbeitet werden. So trieben es die meisten fort.

Mit ihnen über Dinge zu reden, wie man es unter halbwegs gebildeten und vernünftigen Menschen gewöhnlich tut, war aussgeschlossen. Sie wußten nur aus ihrer Heimat, von ihren Oefen und von dem zu erzählen, was sie auf dem Wege an und von der Arbeit gesehen oder gehört hatten. Sich mit Schnaps zu betäuben, galt bei ihnen soviel, wie bei anderen Menschen die Erfrischung des Geistes durch Theaterbesuch oder ein anderes geistiges Vergnügen. Daz ein solches Leben auf die Familie und hauptsächlich auf die Kinder nicht ohne Wirkung bleibt, braucht nicht erst betont zu werden. Ich habe diese Arbeiterkategorie absichtlich als Beispiel hergehoben, weil man an ihr am ehesten erkennen kann, wie die Umwelt auf den Menschen verderblich wirkt. In geordneteren Verhältnissen würde gewiß der Mensch nicht so tief herabsinken.

Man kann sagen, daß fast jede Arbeiterkategorie, wie sie auch sein mag, gewissermaßen ihren eigenen Bezirk, mit eigenen Gewohn-

heiten, Gepflogenheiten, kurz mit eigenem Charakter bildet, den ihr die ganze Art ihrer Arbeit verleiht. Der Charakter des einzelnen wird von dem Gesamtcharakter der übrigen Glieder bis zu einem gewissen Grade zurückgedrängt; aber der Charakter der Arbeit bleibt das Vorherrschende. Wer sich den in dieser oder jener Kategorie herrschenden Gewohnheiten und Gepflogenheiten nicht fügen will, der fristet nicht lange unter ihr sein Leben. Die vom Lande in die Städte ziehenden Handwerker unterscheiden sich von den übrigen Arbeitern nur insofern, als man bei ihnen nur selten eine Verrohung wahrnimmt, wie es bei jenen der Fall ist. Auch ihr Umgang ist meistens ein besserer, als der der anderen Arbeiter.

Handwerksmäßige und ungelernte Arbeiter unterscheiden sich voneinander nur durch das erlernte Handwerk. Wollte man aber das Handwerk als Gradmesser für die Intelligenz anwenden, wie es oft fälschlich geschieht, so würde man nichts Sichereres erfahren. Es mag sein, daß das eine Handwerk mehr Intelligenz als das andere, und dieses doch auch mehr Intelligenz als die Arbeit des ungelernten Arbeiters erfordert. Doch im Durchschnitt kommen auch die Handwerker über den Grad der Intelligenz, die das Handwerk erfordert, nicht hinaus. In die Sphäre des eigentlichen Geisteslebens dringen sie nicht. Mit der Schulbildung der meisten Handwerker, besonders derer, die vom Lande kommen, steht es nicht besser, als mit der Schulbildung der ungelernten Arbeiter. Es ist wohl eine bekannte Tatsache, daß die meisten ungelernten Arbeiter heutzutage in ihrem Leben viele Arbeiten erlernen müssen, sie müssen bald das, bald jenes erlernen, wenn nicht gar gefordert wird, daß sie es schon können. Und so kommt es, daß ungelernte Arbeiter mehr erlernt haben als Handwerker, die womöglich nur Spezialarbeit zu leisten vermögen.

Ich habe schon unzähligemal die Handwerksarbeiter und die ungelernten Arbeiter auf die Probe gestellt und den Geist beider verglichen, habe aber immer wieder dieselbe Erfahrung gemacht, daß diese wie jene auf der gleichen geistigen Stufe stehen, d. h. gleich wenig mit den Kenntnissen ausgestattet sind, die man unter dem Begriff „allgemeines Wissen“ zusammenzufassen pflegt. Solche, die selbstständig zu denken und ihre Umwelt selbstständig zu beurteilen vermögen, sind nur vereinzelt zu finden. Die meisten Arbeiter, ob gelernte oder ungelernte, leben in ihren alten Gewohnheiten und verschwenden oft ihre freie Zeit im Alltagsleben. Die Atmosphäre des alltäglichen und geistig inhaltslosen Lebens ist die Quelle, aus der geistige Erfrischung geschöpft wird.

Die moderne Gewerkschaftsbewegung, die ja auch sehr schwer und nur allmählich den Arbeitergeist erobert und die gewiß durch den Zusammenschluß dem einzelnen Arbeiter eine Stütze bietet, gibt zwar ihren Mitgliedern eine andere geistige Richtung, sie ist aber nicht die Richtung, die dem eigenen geistigen Lebenstrieb entspringt, sondern diejenige, die von der materiellen Lage den Arbeitern aufgenötigt wird. Daß das Selbstdenken und Selbsthandeln in den Hintergrund tritt,

indem sich der Einzelne hinter der Gesamtheit schützt, von wo er zu der geistigen Mittätigkeit wieder herangezogen werden muß, ist Tatsache und ein Uebel, das von den intelligenteren Arbeitern lebhaft beklagt wird. Natürlich ist dies nicht Wunsch der leitenden Personen, gleichwohl handeln doch die meisten so, weil das ihrer geistigen Eleganz am besten zusagt. Bei einer solchen geistigen Verfassung nützt auch die Verkürzung der Arbeitszeit nur dem Körper, aber kaum dem Geiste. Arbeiter ohne geistige Bedürfnisse wissen — besonders in den Mietskasernen der Städte — keine Verwendung für ihre freie Zeit. Diese Erfahrung macht man immer wieder in Betrieben, wo die Arbeitszeit auf neun oder noch weniger Stunden herabgesetzt worden ist.

In Nordböhmen hatte ich auch die Gelegenheit zu beobachten, wie sich die meisten Bergarbeiter — nachdem die Arbeitszeit in den Bergwerken vom Parlament gesetzlich auf neun Stunden festgesetzt war — ihre freie Zeit mit Kartenspiel oder sonstigen unnützen Dingen vertrieben. Sommers wurde draußen unter den Bäumen gespielt, so lange man sehen konnte, und im Winter in den Wohnungen. Für etwas Unregendes wie: Bildungsarbeit, Bücherlesen u. s. w., waren diese Menschen nicht zu haben. Wohl waren sie auch darnach; denn die meisten unter den vielen tausenden Bergarbeitern in dem nordböhmischen Kohlenrevier waren die rückständigsten aus allen Gegenden Österreichs, meistens Menschen vom Lande, frühere Landarbeiter.

Nach solchen Beobachtungen kommt man immer mehr zu der Einsicht, daß mit der Verkürzung der Arbeitszeit die Gelegenheit zu edlerem Zeitvertreib und zur Beschaffung von Bildungsmitteln Hand in Hand gehen müsse. Diese Weisung sollte ganz besonders bei den jugendlichen Arbeitern beobachtet werden; denn Menschen, so gebildet, wie man sie von mancher Seite gern sehen möchte, sind wohl erst bei den jüngeren Generationen der städtischen Bevölkerung möglich. Die älteren Generationen werden schon ihrem alten Geist treu bleiben und ihn ins Grab nehmen. Selbstverständlich wäre zunächst eine Bildungsarbeit auch auf dem Lande möglich; schaden würde es nicht, wenn es geschähe; doch, nachdem sich der stärkste Nachschub vom Lande in die Städte vollzogen hat, wäre wenigstens für den diese Arbeit eine verspätete Arbeit.

Voraussichtlich werden die Städte später noch ihre eigene Generation erhalten, eine eigen erzeugte, mit höheren geistigen Fähigkeiten. Eine solche Generation war bisher der starken Menschenverschiebung wegen nicht möglich, die Entwicklung der Städte samt ihrer Industrie ist noch zu jung, als daß sie eine eigene Generation hätte züchten können.

Die Arbeiterbevölkerung einer Großstadt zeigt sich uns bei näherer Betrachtung als ein großes buntes Menschengemisch, wie ich schon weiter vorn ausführte. Durch Geschleifungen entsteht dann ein neues Gemisch, die voneinander abweichenden Traditionen der Eltern — wie's häufig vorkommt — kreuzen sich, sie gehen über auf die Nach-

kommen und es entsteht so wieder ein neues Gemisch. Daß dabei alle die hergebrachten Gewohnheiten und Anschauungen mitspielen, versteht sich von selbst. Und so weist jede Familie andere Eigenheiten ihres Lebens auf.

Das Leben der in den Städten geborenen und heranwachsenden Generation hat unter noch viel schlimmeren Verhältnissen zu leiden als das der auf dem Lande lebenden Arbeiterjugend, deren Erziehung zwar auch sehr mangelhaft ist, die aber doch in gesundheitlicher Beziehung unter günstigeren Bedingungen steht.

Die Mietkasernen der Städte dagegen, wo jedem Menschen sein bisschen Raum streng abgegrenzt ist, wirken auf das Leben des Menschen eher hemmend als fördernd. Mit der häuslichen Erziehung ist es auch da sehr schlecht bestellt. Viele Frauen müssen ihren Männern, deren Verdienst zum Lebensunterhalt der Familie nicht ausreicht, mit Verdienen nachhelfen, ihre Kinder sich selbst überlassen oder fremden Leuten anvertrauen. Entartend wirkt sowohl in körperlicher als auch in geistiger Hinsicht auf die Nachkommenschaft der Umstand, daß die jungen Mädchen, die zukünftigen Mütter, gleich von der Schule in die Fabriken gezogen werden, wo ihre körperliche Entwicklung durch Staub, oft übermäßige Wärme, durch verschiedene schädliche Dünste und Überanstrengung beeinträchtigt wird. Zu diesem schon an sich schlimmen Nebel tritt noch hinzu, daß die meisten der in den Fabriken beschäftigten Mädchen an Unterernährung leiden. Ein Verdienst von 8—10 Mark wöchentlich reicht nicht für alle Ausgaben, das Sparen beginnt an der Nahrung. Ein Fabrikädchen lernt kaum das Notdürftigste von der häuslichen Wirtschaft. Mit dem Wissen über die Bedeutung der Ehe und der Kindererziehung steht es schlimm. Dies zeigt sich, sobald das Mädchen zur Gattin und Mutter wird. Eine zielbewußte, der Zeit entsprechende Erziehung gibt es auch bei den Frauen nicht, die von dem Schicksal, in die Fabriken gehen zu müssen, verschont bleiben.

Das sind Tatsachen, die schon mancherseits erkannt wurden, und die zu der Überzeugung führten, daß es für Mütter, die unter derartigen Verhältnissen leben, nicht möglich ist, geistig und körperlich vollständig gesunden Menschen das Leben zu schenken. Das sind vor allem die schlimmsten Ursachen der geistigen Krüppelhaftigkeit, die diejenige auf dem Lande noch übertrifft. Wenn auch dort die Frau mitarbeiten muß, unter so vielen schädlichen Einflüssen steht sie ja doch nicht, wie eine Fabrikarbeiterin, die dann alle diese Schäden auf ihre Kinder überträgt. Die Zahl derer, die unter so schweren Umständen, so schädlichen Einflüssen den Kampf ums Dasein führen müssen und das Licht der Welt erblicken, steigt in die Tausende. Es müßte als ein Wunder angesehen werden, wenn der Mensch nicht irgend einen Defekt davon trüge.

Hieraus lassen sich wohl manche geistige Eigenarten der niederen Volksschichten erklären. Ich habe beim Besprechen des Lebens auf dem Lande die Behauptung aufgestellt, daß dort trotz aller Not und Ein-

tönigkeit das Gehirn und der Verstand doch gesund und für den Fall günstigerer Verhältnisse noch aufnahmefähig bleiben; dies ist aber in den Städten bei vielen Menschen nicht der Fall. Hier vermag die Erziehung allein wenig auszurichten, wenn nicht mit ihr Hand in Hand die Hebung des Wohlstandes der niederen Volksschichten geht. Manche Leute pflegen mit Wohlgefallen leichtfertig, ohne die genannten Ursachen zu beachten, solche geistige Beschaffenheiten als etwas Natürliches, den niederen Volksschichten von höheren Mächten beschiedenes zu bezeichnen. Es ist dasselbe Vorurteil, in dem man früher auch gegenüber dem Frauengeschlecht befangen war. Dieses hat aber durch seinen geistigen Aufstieg das Gegenteil von dieser Meinung bewiesen. Und so wird es sicher auch einmal bei der Arbeiterklasse werden, wenn alle Ursachen, die ihre geistige Entwicklung beeinträchtigen, aus dem Wege geräumt sein werden. Der Wille wird sich vielleicht nur darin begrenzt sehen, die verschiedenen geistigen Abstufungen aus der Welt zu schaffen; aber sie können wohl durch Erziehung soweit gemildert werden, daß die Gegensätze, die Kluft zwischen ihnen, nicht gar so groß mehr sein wird, wie wir es gegenwärtig vor Augen haben.

Es soll hier nicht geleugnet werden, daß es auch unter den Arbeitern solche gibt, die nicht so wie andere in der tiefsten materiellen und geistigen Not drin stecken, deren Geist sich besser fortentwickeln, und deren Anlagen geweckt werden könnten. Aber man sieht, daß es nur wenige über die Grenzlinie ihrer Klasse hinausbringen und die meisten von ihnen unter der Schwelle des Materiellen liegen bleiben, d. h. sich in ihrer Klasse verlieren, wenn die pulsierende Kraft des Geldes zu gering ist. Sich ihrer Anlagen und auch der gegenwirkenden Ursachen bewußt, geben sie, nachdem sie ihr vergebliches Streben eingesehen haben, alles auf. Sie nehmen ihre Lage als ein Schicksal hin, das jede Möglichkeit des Aufwärtsstrebens ausschließt. Nach diesem Hingeben folgt meistens eine Resignation!

Wie oft begegnet man im Leben Arbeitern, deren mürrisches, resignierendes, jeden höheren Lebenswert hassendes Verhalten, deren Verzicht auf Weiterstreben man sich nicht zu erklären vermag, solange man sich ihnen nicht nähert, ihr Vertrauen nicht gewinnt. Erst dann schütten sie ihr Herz aus, erst dann enthüllt sich uns die Ursache ihres Verhaltens. Sich ihrer geistigen Anlagen bewußt und überzeugt, daß diese von den waltenden Verhältnissen vernichtet werden, sich selbst verachtend stürzen sie sich oft in die unheilvollste Tiefe, in die Schnapsöhle, das Heim der Lumpenproletarier. Und man redet dann von ihnen, als von denen, die die Willenskraft verloren haben. In Wirklichkeit sind es Naturen, deren geistige Anlagen von starker Empfindlichkeit begleitet werden, aber die nicht genügend Selbsterhaltungstrieb besitzen, um alle möglichen Hindernisse zu überwinden, und ihr Ich trotzdem durchzusezen. Sie werden, wenn sie ihrem Charakter entsprechende Menschen nicht finden, in dem wilden Wettbewerb von stärkeren Naturen überall zurückgedrängt.

Andere Naturen versöhnen sich mit ihrem Schicksal, nehmen alles so hin, wie es kommt und rächen sich an ihrem eigenen Leben nicht. Sie richten sich auch wieder auf, wenn sie hie und da Menschen treffen, die ihnen zusagen.

Und wenn man noch die große Zahl derer erwägt, deren bischen geistiges Leben nur auf Suggestion beruht und deren Denken sich nur um den Magen dreht, wenn man endlich noch die in Betracht zieht, die stumpfsinnig dahinleben und kaum mit den angewiesenen Arbeitsmethoden und mit dem Werkzeug den gleichen Schritt zu halten vermögen, — kann man sich das alles anders als durch die oben genannten Ursachen erklären? Alle diese Dinge tragen den größten Teil dazu bei, daß die geistige Beschaffenheit, daß das geistige Leben der Arbeiter so ist, wie es uns erscheint! Suche man doch nicht immer in dem Wesen des Innenlebens des Menschen die Uebel zu ergründen; das Außenleben wirkt in erster Linie mit!

Und nun möchte ich noch auf Einiges, was noch für das geistige Leben der Arbeiter bemerkenswert ist, eingehen. Unter der Arbeiterschaft gibt es, und ich will nicht zu niedrig und auch nicht zu hoch greifen, 60 %, die über den einfachsten Stil nicht hinauskommen, und die halbwegs schwierigen Stoff nicht zu verdauen vermögen. Ihnen sind sogar viele besonders gewählte echt deutsche Wörter — abgesehen von Fremdwörtern — ungeläufig, wenn nicht gar völlig unbekannt. Das Alter der einzelnen macht nichts aus. Der einzelne ältere Arbeiter kann dem jüngeren in Lebenserfahrung überlegen sein; aber er steht doch, was das Lesen und Begreifen des Stoffes betrifft, meist mit dem 18jährigen Burschen auf der gleichen Stufe. Ich habe mit vielen Arbeitern zusammen gearbeitet und gelebt, die zwar viele Erfahrungen hatten, weil sie jedes Jahr irgendwo anders arbeiteten, aber doch eine Abneigung zeigten, ihre Erfahrungen durch Kenntnisse aus der Literatur zu erweitern. Wie kommt das? Ist die Ursache dessen wieder in dem Wesen des Menschen als solchem begründet? Die Ursachen sind teils wieder der vorhin besprochenen wirtschaftlichen Lebenslage und teils der häuslichen und Schulerziehung zuzuschreiben. Ich habe schon gezeigt, wie die schlechte materielle Lage und die geistige Rückständigkeit in den Arbeitersfamilien auf den jungen Menschen wirken, daß es da wenig Anregendes, wenig den jungen Geist förderndes gibt, daß die Eltern dem Lernen in der Schule häufig abgeneigt gegenübertreten und ihr entgegenarbeiten.

Und die Schule? Die ist bestrebt, das muß anerkannt werden, innerhalb der schulpflichtigen Zeit auch dem Arbeiterkinde soviel zu geben, als sie ihm zu geben vermag; denn was sie ihm gibt, hat es; höher zu steigen gelingt nur selten einem. Aber es sprechen nicht nur Fähigkeit, eigene Triebe, Liebe und die von Haus aus angespornte Lust und Unlust hier mit, sondern auch die Altersreife. Die Schulbücher und der sonstige Lesestoff, der da für den Schüler in Betracht kommt, ist seinem Alter und seiner Reife entsprechend, einfach, leicht-

verständlich geschrieben. Das muß natürlich so sein und ist noch kein Unglück. Schlimmer ist, daß der Arme bei dieser Einfachheit heranwächst und eben da, wo er für etwas Höheres reif geworden ist, in das öffentliche Leben tritt. Hier fängt für den jungen Menschen die Gefahr an. Ohne geistige Führung seitens der Eltern oder von anderer Seite, neigt er, von der Nachahmung beseelt, zum extremen Leben. Das ist die Zeit, während der sich — wie ich sagen möchte — der Straßenverständ heranbildet, weil er nur aus dem Straßenleben die Wiße schöpft und damit das Leben würzt. Eine geistige Beschäftigung ist da ausgeschlossen. Das bischen, was man in der Schule lernen mußte und gelernt hat, wird noch zum Teil vergessen. Wer unter solchen Leuten gearbeitet und versucht hat, durch Bildungsarbeit auf sie zu wirken, wird mir diese Wahrheit bestätigen.

Hieraus erklärt sich auch, weshalb auch diejenigen, die doch noch eine schwache Neigung zum Lesen haben, zu der leichteren Literatur oder zum Schundroman greifen. Der Schundroman hat sich eben in Stil und Stoff dem Bildungsgrade solcher Volkschichten angepaßt. Ein Lesestoff, der das Denken erfordert, findet da keine Freude. Aus diesem Sumpfe erwachen einige doch zum Besseren, wenn sie sich verheiratet haben, die Familie wächst, und die Not zu drücken anfängt, oder wenn sie sich doch von einem ihrer Mitarbeiter eines Besseren haben belehren lassen.

Der in der gegenwärtigen Zeit am meisten verbreitete Lesestoff ist die Tagespresse, die Zeitung. Mit dem Zeitunglesen ist die deutsche Arbeiterschaft — soviel ich übersehen konnte — den Arbeitern anderer Nationen voraus. Ich habe wenig reichsdeutsche Arbeiter angetroffen, die nicht eine Zeitung gehalten hätten. Die Zeitung ist aber auch die einzige Quelle, aus der die meisten Arbeiter ihre geistige Nahrung schöpfen und die ihnen allen anderen Lesestoff ersezt. Es ist heute schon so zur Sitte geworden, daß man, wenn andere in der Werkstatt, auf der Straße oder Kantine, die in der Zeitung berichteten Vorkommnisse besprechen, auch gern etwas dazu sagt, und die Gelegenheit benützt, sich den Anschein eines gebildeten Menschen zu geben. Dabei geht gewöhnlich das eigene Urteil über die Meinung der oder jener Zeitung nicht hinaus. Was man da gewöhnlich hört, ist nur eine Wiederholung des Gelesenen. Und so ist es zu einer Gewohnheit geworden, die Tatsachen mit einer fertigen Meinung hinzunehmen. Man ist so des eigenen Nachdenkens enthoben. Etwas selbständige beurteilen, über etwas sich eine eigene Meinung bilden zu können, das erfordert eine tiefere Bildung, die die Arbeiter nicht haben. Und so ist das, was uns bei den Arbeitern als Aussfluß ihres Geistes erscheint, in Wirklichkeit nur angelerntes Wissen.

Nun möchte ich noch auf eins eingehen, nämlich auf das Verhältnis des Arbeiters zu der Maschine, obwohl dieses Thema von vielen Seiten fast genügend besprochen wurde, und der schädliche Einfluß der Maschine auf den Arbeiter bereits erkannt worden ist. Die

meisten Maschinen erfordern während des Arbeitsprozesses die ganze Aufmerksamkeit des Arbeiters. Sobald der Arbeitsprozeß beginnt, muß sich die ganze Aufmerksamkeit ihm zuwenden, wenn nicht das Produkt Mängel oder der Arbeiter selbst körperlichen Schaden erleiden soll. Die Maschine erlaubt nur das zu denken und zu reden, was der Arbeitsprozeß erfordert. So schnell wie die Arbeit vor sich geht, so blitzschnell folgen auch die Gedanken, und ebenso schnell müssen die nötigen Worte zu den Kollegen ausgestoßen werden, die mit dabei zu tun haben. Man ist während des Arbeitsprozesses von der Außenwelt ganz getrennt. Ein fortgesetztes Denken, d. h. in Gedanken einen längeren Satz zu bilden und denselben auszusprechen, ist nicht möglich. Alles Denken über eigene Angelegenheiten, über die Außenwelt hört auf. Dieser Umstand und der von den Maschinen verursachte Lärm wirken auf das Gehirn abstumpfend und auf die Nerven störend, außerdem verliert der Arbeiter die Sprachgeläufigkeit, wenn ihm solche eigen war. Wenn ein Mensch tagaus, tagein, jahraus, jahrein in solchen Arbeitsverhältnissen steht, lassen sich die Folgen nicht nur für ihn, sondern auch für seine Nachkommen von selbst denken, ohne daß wir von ihnen hier sprechen müssen. Es haben jedoch nicht alle Maschinen diese mörderischen Eigenschaften. Es gibt solche, denen sich der Arbeiter nicht ganz opfern muß. Sie erfordern meist nur Widerholungen gleicher Handbewegungen und Griffe in nacheinanderfolgenden, gleichen Augenblicken, die man sich mechanisch angewöhnt. Gewöhnlich ist man da nicht so leicht einer Gefahr ausgesetzt und kann über etwas nachdenken, weil das strenge Hinsehen nicht nötig ist, und die Hände sich mechanisch ohne Willen des Arbeiters fortbewegen. Aber diese letzteren gibt es seltener als jene ersten. Schädlicher wirkt es auf den Arbeiter, wenn er gezwungen wird, die Arbeit im Akkord zu verrichten und seine Leistungen bis aufs höchste zu steigern. Wo im Akkord gearbeitet wird, da hoeht oder steht jeder bei seiner Maschine wie angenagelt; aufpassen, gute und reichliche Arbeit liefern sind die einzigen Gedanken, die während des ganzen Arbeitsprozesses die lebendige Maschine durchströmen. Man ist von den übrigen Kollegen mit der Arbeit und den Gedanken getrennt, was ringsum vorgeht und die eigene Arbeit nicht betrifft, geht einen nichts an. Das Innenleben aller ist während des Arbeitsprozesses in der Werkstatt getrennt und einander fremd, es gibt nur ein äußerliches Einanderkennen. Was sie noch als gemeinsames Band fühlen, was ihr Inneres noch einigermaßen verbindet, ist die gleiche wirtschaftliche Lage, das gemeinsame Interesse, der gemeinsame Schutz vor Lohndruck u. s. w. Aber auch diese Angelegenheiten, die die Werkstatt betreffen, werden nur in einer Werkstattbesprechung ausgemacht, und weil auch da wieder nicht jeder zu Worte kommen kann, bleibt ein näheres Einanderkennen aus. Und ich habe als Arbeiter die Erfahrung gemacht, daß sich dieses Verhältnis noch mehr verschlimmert, je kürzer die Arbeitszeit wird.

Eine Verkürzung der Arbeitszeit unter der Bedingung einer höheren Kraftanstrengung hat für Körper und Geist dieselben schädlichen Folgen, als wenn dieselbe Arbeit bei größerer Arbeitszeit geleistet wird. Sicher kommt man aus der Werkstatt früher heraus; aber das ist nur ein scheinbarer Vorteil. Ich selbst habe immer eine schwerere Arbeit mit kürzerer Arbeitszeit vorgezogen, obwohl ich mir bewußt war, daß mir dies nur insofern nütze, als ich der mit allem Möglichen geladenen Fabrikluft früher entrinnen könne.

Auch die Handarbeit, wenn sie auch nicht wie die Maschinenarbeit so strenge Aufmerksamkeit, Gefahr und Gebundenheit mit sich bringt, ist nicht ohne schädliche Wirkung auf die Gesundheit des Arbeiters, in körperlicher und geistiger Hinsicht. Allmähliche Lohndrückerei treibt die Leistungsfähigkeit des Arbeiters aufs Höchste. Wer noch einen halbwegs auskömmlichen Lohn verdienen will, der muß seine ganze Kraft und alles Denken auf seine Arbeit konzentrieren. Das eigene Ich wird ebenso wie bei der Maschine in den Hintergrund gedrängt. Immerhin ermöglicht aber die Handarbeit doch dann und wann einen Gedankenaustausch mit dem benachbarten Kollegen.

Und jetzt noch einige Worte darüber, wie unter vielen Arbeitern das Wort „Bildung“ aufgefaßt wird. Es wird von vielen so aufgefaßt, als müßte jeder gebildete Mensch reich sein. Man muß sich nicht selten sagen lassen: „Was nützt dir deine Bildung, wenn du doch arbeiten mußt!“ Diese Leute blicken mit Hochachtung zu jeder Fachbildung als Mittel zum Reichwerden empor. Die Bildung des Gemüts, des Herzens und Verstandes, kurz das, was man „Allgemeine Bildung“ nennt, um selbstständig denkender Mensch zu sein, das alles wird von vielen noch als unnützes Zeug angesehen, das nicht des Kopfzerbrechens wert ist.

Diese Auffassung läßt sich daraus erklären, daß tatsächlich manche fachwissenschaftlich gebildete Männer reich geworden sind. Das Schlimmste ist, daß man dann, weil solche Fachbildung zu erreichen aussichtslos ist, und die andere Bildung als wertlos betrachtet wird, die Hände in den Schoß legt und resigniert weiter lebt.

Zu all dem, was ich bisher hervorgehoben habe, gesellt sich noch das Wohnungselend. Der Arbeiter ist natürlich gezwungen, sich mit der schlechtesten Wohnung zu begnügen. Aber es geschieht noch häufig, daß er sich noch möglichst einschränkt, und, was er kaum halbwegs entbehren kann, an Mieter vermietet, wenn der eigene Verdienst nicht ausreichen will. In einer mit Menschen überfüllten Wohnung ist es dann schwer, sich mit geistigen Dingen zu beschäftigen. Infolge des Weitervermietens und des Sparends an Brennmaterial bleibt meist nur die Küche übrig für sämtliche häusliche Verrichtungen, auch für die geistigen Bedürfnisse, wenn es welche gibt. Muß die Frau mit auf die Arbeit, wie es häufig geschieht, so hat sie mit ihrer häuslichen Arbeit bis in die späten Abendstunden hinein zu tun. Der Mann muß sich wenigstens um die Kinder kümmern, und es bleibt schließlich

nicht einmal Zeit übrig zum flüchtigen Durchsehen der Zeitung, geschweige denn noch zum Lesen eines Buches.

Nachdem ich so die geistige Not und die Gleichgültigkeit vieler Arbeiter geschildert habe, könnte mir wohl jemand einwenden: „Ja, wenn das geistige Leben unter den Arbeitern so trostlos aussieht, woher kommt dann die große Begeisterung der Arbeiter für ihre Sache?“ Durch die Arbeitermassen zieht ein Geist, von dem fast jeder schon durchdrungen worden ist; die Massen werden sich ihrer Arbeitskraft bewußt, sie werden sich bewußt, daß sie der Hauptfaktor in der Gesellschaft sind.

Dieses Bewußtsein und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft sind eine mächtig treibende Kraft, von der die Massen vorwärts getrieben werden, obwohl man sich keine tiefere Erklärung darüber zu geben weiß. Hier ist das Sehen und Fühlen mehr am Werke als theoretische Untersuchungen des Verstandes. Um die als ungerecht empfundenen greifbaren Dinge täglich zu sehen, und ihre Folgen zu fühlen, dazu ist kein philosophischer Geist nötig. In einer Dorfgemeinde, wo noch ein, wenn auch scheinbar, selbst erarbeitetes Vermögen besteht, gelangt man nicht so leicht zu diesem Bewußtsein als dort, wo sich Millionen des Geldes in einigen Händen anhäufen, die selbst untätig sind.

Vor 25 Jahren hörte ich noch fast allgemein von Arbeitern: „Reiche und Arme muß es geben!“ heute sagen die Arbeiter stolz: „Wären wir nicht, gäbe es keinen Reichtum!“

Dieser Geist verleiht den Massen eine bedeutende Kraft, die man oft an ihnen bewundert. Und aus dieser Kraft spricht dann das ethisch-soziale Ideal hervor.

Ich komme nun zum Schluß meiner Ausführungen in der Hoffnung, ein anschauliches Bild von dem Geistesleben der niedern Volkschichten gegeben zu haben. Damit wollte ich nicht nur zeigen, wie das geistige Leben der Arbeiter aussieht, sondern auch darauf aufmerksam machen, unter welchen Eindrücken der Arbeitergeist zu leiden hat. Manches, was ich hier bringe, ist teils bekannt, teils schon mancherseits besprochen worden; aber ich konnte deshalb nicht diese Tatsachen unberührt lassen, wenn das Bild ein ganzes werden sollte. Ich denke aber, daß auch das schon Bekannte und Besprochene gerade dadurch einen höheren Wert erhält, wenn ich es bestätige, und es durch weitere Tatsachen und durch Erfahrungen aus meinem eigenen Leben stütze.

Inwieweit meine Darstellungen jemand befriedigen, weiß ich nicht. Ich brauche kaum zu versichern, daß ich, weder nach links noch nach rechts schauend, das Leben in denselben Farben wiedergebe, wie es sich aus meinen Erfahrungen ergibt. Ich habe mich dabei an dieselbe Strenge gehalten, wie beim Niederschreiben meiner Lebensgeschichte. Möge es also als eine kleine Ergänzung meines Buches gelten, indem

ich auch da schon großen Wert auf die Denkweise der Arbeiter legte, soweit es mir der Raum erlaubte.

Dieser Aufsatz soll nur eine Anregung sein für alle, die sich mit der sozialen Frage und mit der Erforschung des geistigen Lebens der niederen Volkschichten beschäftigen. Sie will nur auf weitere Spuren aufmerksam machen, auf denen man bei dem Studium dieser Gebiete weiter gehen kann.

Uns Arbeitern würde es nur recht sein, wenn recht viele Bürgerliche dies tun und das Verständnis nach dieser Richtung hin erweitern helfen. Sie dürfen dabei auf die Mitarbeit der intelligenteren Arbeiter mit Gewissheit rechnen.

Wenzel Holek.

## Zur Diskussion über die Laienwünsche.\*)

**E**s war entschieden ein guter Griff, einmal die Laienwelt zu einer Aussprache in Bezug auf ihre Gedanken über unsere Landeskirche zu veranlassen. Man mag über Enquêtes denken wie man will, sicher ist, daß das in den „Laienwünschen“ gesammelte und übersichtlich zusammengestellte reichhaltige Material dem Geistlichen einen wertvollen Spiegel vorhält, in welchem er sich und die Schäden, die unserer Kirche anhaften, prüfen mag. Die Umfrage bei den Laien ist wohl aus dem Gefühl herorgegangen, daß die Kirche reformbedürftig sei, und daß man zu ihrer Neugestaltung allerhand beachtenswerte Winke erhalten könnte. Es ist dies ein Zeichen von einem geheimen Unbehagen, es sei da und dort etwas nicht in Ordnung, aber auch ein Zeichen einer gewissen Zuversicht, daß man ein bisschen Kritik schon ertragen könne.

Wir freuen uns darüber, daß damit die brennende Frage der Kirche von neuem in den Vordergrund der Diskussion gerückt ist. Es geschieht nicht zum ersten Mal. Es sind, das dürfen wir bei diesem Anlaß deutlich hervorheben, Pfarrer gewesen, die vor etlichen Jahren zuerst die Stimme der Kritik kräftig erschallen ließen, aber damals bei der Mehrzahl tauben Ohren gepredigt haben. Es ist möglich, daß die, welche bis dahin auf jene Stimmen nicht hören wollten, vielleicht jetzt aufhorchen, da die Kritik von Seiten der Laien in verhältnismäßig milden Tönen und in kleinen Dosen aufgetischt wird, und daß diese vereinzelten Brocken leichter verdaut werden. Das wäre sehr zu begrüßen als eine glückliche Folge der vorliegenden Schrift und wir wären dem Urheber und Verfasser derselben dafür von Herzen dankbar.

Und doch müssen wir gerade in diesem Zusammenhang mit allem Nachdruck auf eine große Gefahr aufmerksam machen, die diese Schrift,

\*) Laienwünsche an die schweizerisch reformierte Landeskirche. Referat von Pfr. Karl von Greherz in Winterthur. Verlag von A. Francke 1912.